

(Nachdruck verboten.)

11]

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Abraham stand da am Treppengeländer, so bleich, so schön und starr, daß ihr plötzlich ganz angst vor ihm wurde.

„Ich glaube, wenn ich einmal ein richtig, wirklich treffendes Porträt aufzuweisen hätte, so könnte die Pforte sich mir dennoch öffnen. Und Sie können mir glauben, ich will Otta Söiby schon eines Tages so zeichnen, daß das Bild wirklich was wert ist!“

„Mein Gott!“ rief sie plötzlich, „wie furchtbar schwach Sie doch sind, Abraham! Wenn ich Maler werden wollte, so sollte mich keine Macht der Welt von meinem Voratz abbringen. Wie können Sie nur so ruhig hier bleiben!“

„Sie, ja das will ich schon glauben! Sie brächten es fertig.“

„Und Sie sollten alle Kraft daran setzen, in die Welt hinaus zu kommen, meine ich. Sie sollten von morgen an gerade heraus sagen, was Sie wollen.“

„Erinnern Sie sich der Geschichte von König Servius Tullius, die Tochter, die über den Leichnam ihres Vaters hinweg fuhr?“

„Meinen Sie Ihren Vater?“

„Ja. Der würde den Tod davon haben.“

„Wenn Sie so ein kleiner Farbentzerrer würden — ja!“ fließ sie indigniert aus. „Sie haben einen so starken Willen, alle diese Väter, daß es unmöglich ist, sich ihnen zu fügen — ganz unmöglich. Und Sie sollten nicht Maler werden, Sie!“ Gjertrud verließ ihn so eilig, als habe sie das Resultat schon in der Tasche.

Er starrte auf die Stubenthür, durch die sie verschwunden war, und verhöhnnte sich selber, weil er sich von der Illusion des Augenblicks hatte fortreißen lassen.

Ja, die Sache war so leicht und so einfach, wie ein Messer, mit dem er seinen Vater erstach! —

### VI.

Drinnen im Zimmer entsandten des Direktors und Johnstons Cigarren blaue Rauchwirbel, während sie im Ecksofa bei ihrem Kaffee saßen. Der Direktor sah heiter und glänzend und rotgeleckt im Gesicht aus, nach dem Mittagessen.

„Dies Grundstück, — da mußt Du doch einen ganz besonderen Niecher gehabt haben,“ sagte er und legte sinnend die Cigarre auf die Untertasse. — „Die Sache ist ja klipp und klar.“

„Mag sein —“

„Du wirst es schon an Deiner Steuer merken, sicher schon in diesem Jahre,“ neckte der Direktor. „Das war ein famoser Fund!“

„Für so ein blindes Huhn, meinst Du wohl?“

„Das ist das Schöne bei Dir, Johnston, — Du bist nicht eingefahren genug, um in dem ausgetretenen Wege zu gehen. — — Beabsichtigst Du vielleicht zu bauen?“ fragte er mit lebhaftem Interesse.

„Ach nein, — ich glaube, — ich denke,“ — Johnston drehte und klemmte und fingierte mit dem Deckblatt der Cigarre.

„Denn Du kannst ja begreifen, daß Du jetzt bei beiden Banken so viel Kredit hast, wie Du nur willst.“

„Siehst Du, — sich ohne dringende Notwendigkeit auf ein Risiko einzulassen, —“

„Jaja, jaja! Du hast wahrhaftig alle Bedingungen, um als reicher Mann zu sterben,“ zählte der Direktor schnunzelnd auf: „Vorsichtig, — keinen Ansat zu Schwindeleien oder Schwindel in Deiner ganzen Konstitution.“

„Nein, davon sollte ich doch wohl gründlich kuriert sein!“ — Johnston saß da und folgte mit dem Blick den Rauchwirbeln seiner Cigarre.

„Du, Gjertrud, bringe uns ein wenig Chartreuse,“ rief er seiner Tochter zu, die gerade hereinkam. Er legte den Ellbogen eifrig über den kleinen Tisch, so daß er fast das Gleichgewicht verlor. — „Wenn wir jetzt nur noch die Hafens-

baggerung durchsetzen könnten, Du! — Was meinst Du, — wir beide, — wenn wir es ordentlich darauf anlegten? — Du begreifst wohl, daß es für mich auch von Vorteil wäre, wenn die Fahrzeuge ein wenig dichter bei dem Sägewerk anlegen könnten!“

Johnston rieb ein Streichholz an und hielt es nachdenklich an die Cigarre, ohne sie jedoch anzuzünden. —

„Wenn ich meine aufrichtige Ansicht sagen soll, so — —“. Er rieb ein neues Streichholz an, das er ebenso gegen die Cigarre hielt, in die blaue Flamme hineinstarrend.

„Ach, quäl! Dich nicht mit dem Cigarrenstummel,“ sagte Bratt ein wenig ungeduldig, „da hast Du eine neue —“

„So habe ich eigentlich keine Lust, mich in die Angelegenheit hinein zu mischen.“

„Ach so, — Aha!“ Der Direktor räusperte sich ein wenig ironisch. „Das heißt mit andren Worten, — wir bauen die Brücke, — Du streichst ganz unschuldig die Einnahme ein, dann sind wir gezwungen, Dir den Hafen auszubaggern, — Du steckst nur den Wance in die Tasche. Wenn Du nicht das amüsanteste Beispiel von einem Geschäftsmann bist, das mir vorgekommen ist, so will ich in Zukunft kein Urteil haben, — siehst es ganz ruhig mit an, wie Dir das Geld in die Tasche fließt. — — Ja, ja, das Grundstück, das nenn' ich eine famose Spekulation, — d. h. in Deinen Händen.“ Er trank den Chartreuse aus und streckte sich vergnügt hinten über in seiner ganzen sehnigen Länge.

„Es wäre jedenfalls ein großes Glück, wenn ich so ein unbewusstes Genie wäre, wie Du meinst, — ich habe es wirklich sehr nötig,“ sagte Johnston.

„Und weiß Gott,“ fuhr der Direktor fort, — „sollen nicht die alten Maulwürfe hier in der Stadt bald merken, daß sie einen bekommen haben, der sie aussticht! Dich müssen sie in Zukunft um alles bitten, wenn sie in Deiner Gegend bauen wollen. — — Und Du kannst Dich so köstlich reden und strecken und ganz unschuldig auf Deine Finger herabsehen. — — Sie sollen schon Geduld haben und merken, daß mit Dir nicht zu reden ist, ehe sie einen anständigen Preis für die Quadratelle bieten. — Ja, — ich kenne das Terrain! Profit, das Geschäft, Du! — wir beide, wir könnten Dampf hinter diese schläfrige Stadt bringen! Was könnte uns zum Beispiel hindern, die Eisenbahn hierher zu ziehen, wenn wir wollten? Im Vertrauen gesagt, ich habe alle Berechnungen gemacht. — — Ich versichere Dich, Johnston, — wenn wir beide nur zusammenhalten, — zuerst kommt natürlich der Hafen und die Brücke an die Reihe. — Aber dazu ist eine Anleihe nötig.“

Draußen ertönte ein Knall nach dem andren. Abraham und Klaus amüsierten sich damit, nach der Scheibe zu schießen. Piff, paff und ein langes Pfeifen hinterdrein.

„Klaus traf ins Schwarze,“ meldete Gjertrud voller Eifer; sie stand am Fenster und sah hinaus.

„Da gehen diese jungen Herren noch ohne Zaum umher wie die ausgelassenen Füllen,“ neckte der Direktor. „Es wird Zeit, daß sie in die Manege kommen, wenn tüchtige Geschäftsmänner aus ihnen werden sollen.“

„Was Klaus anbetrifft, ja!“ platzte Gjertrud heraus, „aber Abraham — großer Gott!“ Sie konnte ihre Erregung nicht bemeistern und fand keinen andren Ausweg, als zur Thür hinauszustürzen.

Der Direktor sandte ihr einen überraschten Blick nach, als ob er sie nicht recht verstünde, und dann trat eine verlegene Pause ein.

„Ich will einmal in die Sägemühle hinuntergehen,“ sagte er plötzlich, „vielleicht liegt da ein Telegramm. Du verzeihst wohl so lange.“ — —

„Sagen Sie mir doch, Frau Bratt, war das vorhin Gjertrud oder war es Abraham, der diesen Ausruf that?“ fragte Johnston, indem er sich der Frau des Hauses näherte.

Sie wurde ein wenig rot, und es war, als müsse sie sich sammeln, ehe sie mit sich selbst einig war, was sie antworten sollte.

„Es macht so einen Eindruck, Johnston, es ist so etwas Apartes an Abraham.“

„Hm, — so eine freie Erziehung verleiht ja einen gewissen Schwung, eine Erhabenheit über die Gewohnheiten andrer,“ sagte er in bitterem Ton.

Frau Bratt schüttelte leise den Kopf. „Man fühlt immer, wie bei Abraham alles gleichsam von selber kommt.“

„Ja, jede Laune wurde ihm erfüllt. Man kann nicht sagen, daß seiner Originalität die Zügel angelegt sind!“

„Wenn ich von diesen großen Meistern lese, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien gelebt haben!“ er-eiferte sie sich. „Ich muß immer daran denken, wie es ihnen in ihrer Jugend ergangen ist, der eine sollte Maurer, der andre vielleicht Schmied werden. Ich bin überzeugt, sie müssen einen ebenso melancholischen Ausdruck in den Augen gehabt haben wie Abraham, — ehe sie die Flügel entfalteten, — und diese Dinge schufen, die wir nun —“

„Ja, wenn wir so genau wüßten, daß ein Rafael oder Leonardo in ihm steckte,“ lächelte Johnston. „Aber da ist so vieles, was eine müßige Phantasie wie die seine aushecken kann, — schweben und schweben, — um ein Genie zu werden, auf Grund von ein klein wenig Talent!“

Frau Bratt wurde ganz warm.

„Wir Aelteren waren so daran gewöhnt, daß die Menschen nicht ihren rechten Platz im Leben ausfüllten, Johnston. — — Aber das ist eine Art und Weise, langsam hinzusterben, — halb, oder auch mehr, — so daß man vielleicht nur noch mit dem kleinen Finger lebt.“

„Wohl wahr, — aber wie kann man nur wissen —“

„Es ist wie eine große Liebe, die aus dem Leben ab-gechieden ist,“ sagte sie in Gedanken versunken — — „Und ich weiß wirklich nicht,“ — sie suchte nach einem Ausdruck für das, was sie meinte, — „ob die Menschen, die es gelernt haben, alle ihre Gefühle und Leidenschaften zu unterdrücken und zu bekämpfen, — ob von denen im Grunde recht viel übrig bleibt. Eines Tages, wo man Kraft und Natur ver-langt, ist sie vielleicht gar nicht mehr vorhanden.“ —

„Und hier war alles so zu sagen für ihn zurechtgelegt,“ fuhr Johnston leise fort, — „vielleicht die Möglichkeit, die alte Familie wieder zu Namen und Ansehen zu bringen.“ — —

„Ja, wer weiß, wer weiß!“ Frau Bratt schaute in ihre eigne Welt. „Es geht so wunderbar zu in der Welt mit diesen alten Familien. Vielleicht kann aus all der Kultur eine feine Blume der Kunst aufsprießen!“

Er antwortete nicht. Die Dämmerung hatte sich über das Zimmer gelegt.

„Ja, ja — ja, ja! Der, welcher nichts hat, heißt das alte Sprichwort, von dem wird genommen werden,“ sagte Johnston endlich.

„Lieber Johnston, glauben Sie vielleicht nicht, daß Sie in Bezug auf ihn jetzt accurat so einsam umhergehen? Ein inhaltsloses Leben zu führen, das wollen Sie Ihrem einzigen Sohn doch wohl nicht wünschen?“

Fräulein Könneberg sah da und lauschte dem Gespräch und strickte, so daß die Nadeln klirren. Keiner von ihnen kam auf den Einfall, die Stille zu unterbrechen und die Lampe anzuzünden, ehe sie die Stimme des Direktors draußen auf der Diele vernahmen.

VII.

Es war bereits halb ein Uhr in der Nacht, als Johnston, das Licht in der Hand, die Treppe zu Abrahams Dachstübchen hinaufstieg.

Er öffnete leise und lauschte.

Auf dem Kopfstissen, dicht unter der schrägen Wand, lag ein abgewandter dunkler Kopf und ein Körper in einer Stellung, als habe er sich im Zorn hingeworfen und sei eingeschlummert.

Er sah sich im Zimmer um, hielt das Licht geistes-abwesend zu einem der bemalten Lappen hinauf, die an der Wand hingen, und stand eine Weile regungslos da.

Diese Sache mußte ein Ende haben, er konnte es nicht wieder zurücknehmen! Er fürchtete, daß er schwach werden würde und seinen Entschluß bereuen könnte, und trat deshalb schnell an das Bett heran.

„Du, Abraham, Abraham!“

Abraham wandte sich verwirrt dem Dichte zu.

„Ich komme zu Dir heraus, um Dir zu sagen, daß, wenn Du Mut und Lust hast, fortzureisen und Maler zu werden, so glaube ich, daß das das einzig Richtige ist. Meinst Du das nicht auch?“

Abraham lächelte verschmilt. Er hatte einen Instinkt, daß er auf seinem Posten sein müsse, und profitierte ein wenig von der halb unzurechnungsfähigen Schläfrigkeit.

„Wie? Was sind das für Geschichten? Gjertrud, — Vater, was die redet, das nimmst Du Dir doch wohl nicht zu Herzen?“ rief er.

„Denn ich bin mir jetzt ganz klar darüber, daß Du nicht zum Geschäftsmann taugst. Das haben wir nun zur Genüge ausprobiert. Du hast weder Sinn noch Talent dafür. Und niemand soll zu einer Thätigkeit gezwungen werden, für die er sich nicht eignet. Du hast nun einmal ein gewisses Talent zum Zeichnen und Malen. Und weshalb nicht lieber das ausbilden, was man hat, als das, was man nicht hat? — zusehen, ob man es zu etwas bringen kann?“ —

Johnston schlenderte im Zimmer auf und nieder und redete in einer gewissen erregten, ekstatischen Stimmung.

„In Bezug auf Geld will ich Dir geben, was Du brauchst, Junge. Es wird das beste sein, wenn Du sogleich reist. Ja, denn wir haben im Grunde ein paar kostbare Jahre ver-geudet!“

Er hielt inne und sah zu Abraham hinüber, der halb aufgerichtet im Bett saß, in einer lauschenden Stellung, als traue er seinen Ohren nicht. Eine ganze Weile hatte er ge-glaubt, daß er nur träume, und war dann einen Augenblick ängstlich besorgt, daß er wirklich verrückt geworden sei. Er sah mitten in der Nacht den Vater in seiner Bodenkammer auf und nieder gehen und mit ihm über alles mögliche Herrliche, über sein Malen, reden.

„Dann treiben wir jeder das Seine, siehst Du,“ schloß Johnston, sich kurz fassend, indem er sich nach der Thür begab, „Du auf Deinem Gebiet da draußen, und ich bin bemüht, hier zu Hause die Sache so weit wieder in die Höhe zu bringen, daß Du nicht zu betteln und zu schachern brauchst, um Deine Bilder verkauft zu bekommen.“

Das hatte er glücklich hinter sich! Er nidte dem Sohn hastig zu und entfernte sich wieder.

Johnston hatte eine gewisse Eile, wieder ins Bett zu kommen. Er erwartete nicht, daß er schlafen werde. Aber das Kopfstissen und die Dunkelheit hatten doch ihren Frieden, und er war gerade im Begriff, das Licht zu löschen, als Abraham im Nachthemd und Pantoffeln zu ihm hereinstürzte.

„Hat Dir vielleicht irgend jemand erzählt, daß ich meinen Kummer, nicht Maler werden zu können, irgend welchen Aus-druck gegeben habe? Dann ist das ganz einfach eine Un-wahrheit, eine verdamnte Lüge.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Höhenluft als Kurmittel.

In der Reihe der klimatischen Kurorte nehmen heute die Höhen-orte zweifellos eine hervorragende Stellung ein; nicht allein Gesunde, die nur einer Auffrischung ihrer Körperkräfte, einer Erholung des in der Alltagsarbeit ermatteten Nervensystems bedürfen, auch Kranke der verschiedensten Art suchen heute mit Vorliebe hochgelegene Plätze auf. Fragt man nach der Ursache dieser Erscheinung, so ist jeden-falls die bessere Ausgestaltung des Verkehrswezens, die Leichtigkeit, mit der man heute auch abgelegene Gegenden zu erreichen vermag, ebenso von Einfluß, wie die eigenartige Schönheit der Gebirgsland-schaft, die mit ihrem Zauber jeden, der sie einmal gelostet, immer wieder von neuem anlockt; doch ist sicherlich auch in vielen Fällen die Ueberzeugung von dem heilsamen Einfluß des Gebirgsaufenthalts maßgebend. Derartige Wirkungen sind auch durch vielfältige ärzt-liche Erfahrungen bewiesen, wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, sie in ihren Einzelheiten zu übersehen oder gar in ihrem Wesen erklären zu können. Selbst der Einfluß des Gebirges auf den ge-sunden Menschen ist noch keineswegs nach jeder Richtung hin geklärt. Es ist das auch nicht zu verwundern, da die Verhältnisse sehr kom-pliziert und je nach der Eigenart des Touristen, seiner Konstitution, der Ernährung, der geleisteten Muskelarbeit äußerst wechselvoll sein müssen.

Man hat sich in früheren Jahren, bei der Schwierigkeit der direkten Beobachtung damit zu helfen gesucht, daß man an Tieren oder auch an Versuchspersonen im luftverdünnten Raume Beob-achtungen anstellte; man hat aber einsehen gelernt, daß es falsch war, jene Beobachtungen kurzer Hand zu verallgemeinern und die Ergebnisse des Experimentis einfach auf die Wirkungsweise des Hoch-gebirges zu übertragen. Ist es doch nicht die Luftverdünnung allein, obschon ihr mächtiger Einfluß nicht zu bestreiten ist, sondern noch mancher andere Faktor, so die Eigenartigkeit der Luftströmung, die Gewalt der Lichtstrahlen in der dünnen Atmosphäre, die geringere Feuchtigkeit der Luft u. v. a., was nach den verschiedensten Rich-tungen hin auf den Organismus einzuwirken und eigenartige Ver-änderungen hervorzurufen vermag. Wenn nun auch bis jetzt unsere Kenntnisse recht lückenhaft sind und namentlich unsere Einsicht in das Wesen der hauptsächlichsten Veränderungen noch viel zu wünschen übrig läßt, so genügen die Forschungsergebnisse der letzten Jahre doch, um wenigstens in allgemeinen Umrissen die Bedeutung des Gebirgsaufenthaltes zu kennen und seinen Einfluß auf gewisse Krank-

heiten abschätzen zu können. Und das ist von hoher Wichtigkeit; er lebt man es doch alljährlich, daß Leidende ins Gebirge wandern, die, anstatt die ersuchte Besserung zu finden, mit einer Verschlimmerung ihres Krankheitszustandes wieder in die Heimat zurückkehren. Wie jedes irgendwie wirksame Heilmittel, so muß eben auch die Höhenkur dem Zustande des Kranken angemessen sein oder doch angepaßt werden können, sonst wird sie im günstigsten Falle nichts nützen.

Die auffälligste Erscheinung beim Aufsteigen aus der Ebene ist eine erhebliche Beschleunigung der Atmung; sie beruht sicher in der Hauptsache auf der zunehmenden Verdünnung der Luft, bezw. auf dem Sauerstoffmangel in den dünneren Luftschichten. Es kommt dann zu einer Art von Lufthunger, der durch die Beschleunigung der Atemthätigkeit seine Befriedigung findet. Auch das Herz arbeitet schneller, und nicht ganz selten sinkt der Blutdruck in Folge der Erweiterung der in der Haut verbreiteten feinen Adergeflechte. Auch diese Erscheinungen sind, zum Teil wenigstens, die Folgen der Erniedrigung des Luftdruckes; Herz- und Lungenthätigkeit stehen ja miteinander in innigstem Zusammenhang, jede Aenderung in den Druckverhältnissen der Lungenluft beeinflusst nicht allein den Zufluß des Blutes aus den großen Körperadern, sondern auch die Leistungsfähigkeit des Herzmuskels. Trotz der gesteigerten Herzarbeit kommt es aber, wie erwähnt, oft zu einer Senkung des Blutdruckes infolge Erweiterung der Hautblutgefäße; für diese ist nun nicht allein die Luftverdünnung, sondern auch die gesteigerte Muskelthätigkeit, der ungehemmte Einfluß der Lichtstrahlen und die Trockenheit der Luft als Ursache verantwortlich zu machen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Gesamtkonstitution ist auch die Hebung des Appetits und die Anregung der Verdauungsfunktionen, die bis in ziemlich beträchtliche Höhen zu beobachten sind; auch die Zerkleinerung der Gewebesubstanzen wird befördert, der Stoffwechsel wird beschleunigt, und zwar erfährt namentlich die Ausscheidung von Wasser und die Verbrennung der Fettsubstanzen eine Steigerung, während der Anfaß der für die Funktion der Drüsen und Muskeln hochwertigen Eiweißstoffe begünstigt wird. Auch an den nervösen Centralorganen ist eine Hebung der Leistungsfähigkeit und der Widerstandskraft zu beobachten. — Freilich sind alle diese günstigen Erscheinungen nicht unterschiedslos in allen Höhen vorhanden; im allgemeinen kann man sagen, daß bis zu einer Höhe von 2000 Metern, namentlich bei gesunden, widerstandsfähigen Personen, eine Kräftigung aller Körperfunktionen eintritt, während in noch bedeutenderen Höhen der Organismus den erhöhten Anforderungen nicht mehr gewachsen ist. In Höhen von 4000—5000 Metern kommt es auch zu dauernden Veränderungen, zur Erweiterung der Lungen, Verringerung ihrer Dehnbarkeit, zu allgemeiner Blutarmut und Herabsetzung der körperlichen Widerstandskraft; das ist die sogenannte Bergkrankheit, an der die meisten Bewohner des Hochgebirges leiden.

Wenn demnach auch nur Höhen bis zu etwa 2000 Metern zu Heilzwecken in Betracht kommen, so darf man doch nicht glauben, daß innerhalb dieser Grenzen der Aufenthalt in beliebiger Höhe nun unterschiedslos empfohlen werden könne. Im Gegenteil, schon in ganz unbeträchtlichen Höhen treten häufig Beschwerden auf, Verminderung des Appetits, Abnahme des Körpergewichts, Störungen der Herzthätigkeit, der Atmung usw., aber alle diese Erscheinungen schwinden in der Regel nach kurzer Zeit, der Organismus paßt sich den veränderten Lebensbedingungen an, und eben auf der mit dieser Anpassung verknüpften erhöhten Funktion der meisten Organe beruht der heilsame Einfluß des Gebirgsaufenthaltes auf Erholungsbedürftige, wie auf gewisse Kranke.

Am meisten bewährt haben sich Höhenkuren bei den verschiedensten Formen der Blutarmut und Bleichsucht; die allgemeine Steigerung des Stoffwechsels führt auch zu einer vermehrten Bildung von Blutrot und damit zur Verbesserung der Blutmischung; auch bei Rhachitis und Strophulose ist der Höhengaufenthalt, wenn er von genügend langer Dauer ist, von großem Nutzen. Lungenleidende werden vielfach ins Gebirge geschickt, und es ist auch kein Zweifel, daß sie dort oft eine bedeutende Besserung erfahren, aber doch nur dann, wenn ihre körperliche Widerstandskraft für die veränderten Lebensbedingungen noch ausreicht. In diesem Punkte wird vielfach gesündigt; namentlich wenn Neigung zu Lungenblutungen besteht, können bei der starken Erweiterung aller oberflächlich verlaufenden Blutgefäße schwere Folgen eintreten.

Wir haben oben bereits der verschiedenen Veränderungen gedacht, die mit dem Aufstieg in höhere Regionen am Organismus vor sich gehen; es versteht sich aber wohl von selber, daß diese Heilzwecken günstige Anpassung nur dort möglich ist, wo gewisse Organe noch nicht schwer erkrankt sind; vermögen sich die letzteren den erhöhten Anforderungen nicht mehr anzupassen, so ist eine Verschlimmerung des Zustandes die notwendige Folge. So dürfen Kranke mit entartetem Herzen oder verfallenen Blutgefäßen keine bedeutenden Höhen aufsuchen, auch schwere Erkrankungen der Verdauungsorgane werden in der Regel nicht günstig beeinflusst, während leichtere Störungen der Verdauung und Circulation, namentlich wenn sie nervöser Natur sind, oft bedeutende Besserung erfahren. Ueberhaupt ist für sehr viele Nervenleidende der Höhengaufenthalt von Nutzen; schon die Ablenkung des Geistes von all den unangenehmen Empfindungen und Vorstellungen, die vielfachen neuen Eindrücke, die ausgiebigere Muskelthätigkeit, alle diese Faktoren vermögen oft mehr, als ein kompliziertes Heilverfahren. In jedem Falle bedarf es aber einer sorgfältigen Prüfung der Gesamtkonstitution eines Kranken, ehe man sich zu einer Höhenkur entschließt. Nur wenn alle

Voraussetzungen eines günstigen Erfolges gegeben sind, darf ein so zweifelhafte Mittel, wie es die Höhenkur mit ihren mächtigen Einwirkungen auf den Organismus zweifellos ist, zur Anwendung gelangen. —  
Dr. med. R. G. Schütter.

## Kleines feuilleton.

go. Ueber Eigentümlichkeiten der deutschen Kleinstaatserei bringt die soeben erschienene „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ einen interessanten Aufsatz, dem wir im Auszug folgende Einzelheiten entnehmen: In 4 Stunden 40 Minuten guten Gehens kann man sieben deutsche „Waterländer“ berühren. Man beginne zu Steinbach im bayrischen Oberfranken, wandle in einem halben Stündchen nach dem Meiningschen Lichtentanne, sodann in weiteren anderthalb Stunden nach Nausengeesee (Neuß älterer Linie). Schon Gleima, 40 Minuten darauf, liegt im Rudolfsstädtischen, von wo man in einer halben Stunde bei Altengesee dem Lande Neuß jüngerer Linie einen kurzen Besuch abstattet, nach gleicher Zeit bei Drogny preußisches Gebiet betritt, um endlich in einer Stunde zu Saalfthal, altemburgischen Anteils, den Wanderstab in die Ecke zu legen. — Ein spekulativer Wirt zu Warf, nordwärts Bremens, hat in Ausnutzung seiner geographischen Lage eine Doppelregelbahn derauf angelegt, daß die preußisch-bremische Grenze durch deren Längsachse läuft. Je nachdem nun in dem einen oder in dem andern Lande ein Wochtag oder dergleichen den Bayern das Regeln verbietet, wandern sie einfach auf die Nachbarbahn und drehen so der machtlos zusehenden Obrigkeit eine Nase. In dem Städtchen Kranichfeld sind die Bewohner links der Elm für ihre Person wohl meiningisch, rechts davon weimarisch, Wohnhäuser und Scheunen dagegen örtlich arg durcheinandergeraten, und Kneipbrüder kommt diese Konfusion insofern zu gute, als nach der Polizeistunde vom meiningischen Bierhaufe einfach in das weimarische ausgewandert wird, wo, wie Eingeweihte behaupten, der Nachtwächter einer milderen Praxis sich befleißigt. Der Gipfel des Birrwarrs wird wohl in dem an der Bahnhöhle Braunschweig-Hannover liegenden Waltorf erreicht. Es gehört insofern Preußen und Braunschweig gemeinsam, als nach der Zählung von 1895 ersterem 473, letzterem 245 Einwohner zustelen, deren Häuser völlig schachbrettförmig bunt durcheinander gewürfelt, deren Acker aber zum Teil gar gemeinsam sind! Jede Unterthangengruppe hat ihren eignen Schulzen, ihre Rekrutenaushebung, Hausnummern, Schänken und Steuern, dagegen vernimmt man die sogenannten „Höheistafeln“, da andernfalls fast vor jedem Hause eine stehen müßte. Seltsam ist, daß sich nicht erweisen läßt, wodurch dieses Runderbund entstanden, dessen Anteile schon die ältesten Akten als bischöflich hildesheimisch (später hannoversch, endlich preussisch) und braunschweigisch bezeichnen. —

— Die Entwicklungsgegeschichte der Dünen an der Westküste von Schleswig bildet den Gegenstand einer interessanten Studie von Professor J. Meinte in Kiel. Die im Vogen verlaufende Verbindungslinie der Inseln Röm, Sylt, Amrum und der Halbinsel Eiderstedt stellt die westliche Begrenzungslinie eines ehemaligen Landteiles dar, welcher durch das Hereinbrechen der Meeresfluten zertrümmert wurde. Die Insel Sylt nimmt in Bezug auf die Dünenbildung insofern eine Sonderstellung ein, als sich hier keine Neubildung von Dünen vollzieht, sondern nur eine Reihe alter, vor langer Zeit entstandener Dünen die Westküste begleitet. Sie sind von dem Meer nur durch einen schmalen, gegen den Meeresspiegel geneigten Sandstrand getrennt. Das Meer ist an dieser Stelle relativ tief, so daß die Zweimeterlinie und sogar auch die Sechsmeterlinie nahe an die Insel herantreten. Die Dünen der Insel Sylt sind alte Dünen, die zur Zeit ihrer Entstehung sich weiter landeinwärts befanden und erst durch das nachfolgende Einsinken so dicht an das Meer geraten sind. Eine Neubildung von Dünen findet aber hier nicht statt, weil die wichtige Vorbedingung nicht erfüllt ist: es fehlen jene flachen, von Salzwasser durchtränkten Sandfelder, welche hier den eigentlichen Entstehungsherd der Dünen bilden, wie ein Vergleich mit den andern oben genannten Inseln lehrt. Das Ausgangsmaterial für das erste Entstehen der Düne bildet der Flugand, welcher, trotz der völligen Durchnässung des Bodens, durch die vereinte austrocknende Wirkung des Windes und der Sonnenstrahlen an der Oberfläche jener Sandfelder entsteht und bei einigermassen scharfen Winde in einem nur wenig über dem Boden sich erhebenden Sandgestöber emporwirbelt und hinzieht. Damit aber dieser Flugand zur Ablagerung gelange, muß eine zweite Bedingung erfüllt sein, er muß nämlich von einer Pflanze aufgehalten werden. Diese Rolle übernimmt hier das *Triticum* (*Agropyrum*) *junceum*, ein ausdauerndes Gras mit kriechendem Rhizom, welches in von Salzwasser durchtränkten Sandboden am besten gedeiht. In dem Maße, als sich im *Triticum*horste immer mehr Sand anhäuft, wächst das Gras nach, und so wächst die Düne in dieser ersten Entwicklungsphase bis zu einer Höhe von  $1\frac{1}{2}$  Meter, ausnahmsweise sogar bis zu 2—3 Meter. Dann tritt eine andre Dünenpflanze ihre Herrschaft an, die viel kräftiger vegetierende *Psamma* (*Calamagrostis*) *arenaria*, welche salzfreien Flugand aufsucht und die von Salz durchtränkten Sandfelder meidet. Auf der bis auf  $1\frac{1}{2}$  Meter herangewachsenen Düne vermag die viel dichter und höher

wachsende Psamma das *Triticum junceum* um so eher zu verdrängen, als für dieses der Standort bald zu trocken und, infolge der Auslaugung durch Regenwasser, auch zu salzarm wird. Die beiden dünenbildenden Pflanzen schließen sich so gut wie vollständig aus. In ihrer zweiten Entwicklungsphase, dem Flammastadium, wächst die Düne viel rascher und erreicht bald eine Höhe von 30 Meter. Und nun unterliegt die fertige Grassdüne einer ganzen Reihe weiterer Umbildungen; der Sturm reißt die Psammhorste von ihrer Unterlage los, oder überstülpt sie mit einer so mächtigen Sandschicht, daß die Psammhalme sie nicht zu durchwachsen vermögen, oder endlich er bläst so viel Sand hinweg, daß die Psammwurzelstöcke freigelegt werden und vertrocknen. So entsteht die lahle Düne, die, wenn sie nicht künstlich mit *Psamma arenaria* angepflanzt wird, zur Wanderdüne wird. Die Grassdüne kann sich aber auch in eine Heidedüne umwandeln, indem namentlich drei Heidepflanzen, die Zwergweide, die Mausbeere und das Heidekraut gewöhnlich von der Seeite heraufziehend einen siegreichen Kampf mit der Psamma aufnehmen. Auch alte, mit Heidekräutern bewachsene Dünen können zuweilen durch Auswehen fast werden, dann ist der Entwicklungschluß Grassdüne, Heidedüne, weiße (lahle) Düne. — („Globus.“)

ss. Die Eisenbahndurchquerung Afrikas. In den letzten Jahren ist im Gebiet des Kongostaates ein Werk vorbereitet worden, das für die Entwicklung des Verkehrs im inneren Afrika von großer Bedeutung zu werden verspricht. Es ist gerade jetzt ein Anlaß gegeben, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, weil in diesen Tagen der eigentliche Leiter dieser Arbeiten, der Ingenieur August Adam, Direktor der Studien für die am oberen Kongo geplante Eisenbahn, nach 4 1/2-jähriger Abwesenheit nach Belgien heimgekehrt ist. Adam wurde, nachdem er in den Jahren 1890 bis 1898 in Diensten der Kongo-Eisenbahngesellschaft für die Linie Matadi nach Stanleyville gestanden hatte, im Jahre 1899 vom Kongo-Staat zur Erkundung des Kutwimi-Thals angestellt, wo er die Möglichkeit eines Schienenwegs nach der Südgrenze des Kongo-Staats am Albert-See erforschen sollte. Seit April 1899 hat Adam im Kutwimi-Thal, von seiner Mündung bis hinauf nach Mahagi, dem zum Kongo-Staat gehörigen Hafenplatz am Albert-See, eine glänzende Arbeit verrichtet, indem er unter den schwierigsten Verhältnissen eine Strecke von 1200 Kilometer Länge erforscht und in einer genauen Karte aufgenommen hat. Diese Strecke durchschneidet in voller Ausdehnung den von Stanley entdeckten berühmten innerafrikanischen Wald. Die näheren Berichte Adams über seine dortigen Erlebnisse und Beobachtungen werden eine Fülle von wertvollem Stoff bieten, nicht nur wegen der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Arbeiten in einem bisher sehr mangelhaft bekannten Gebiet, sondern auch wegen der persönlichen Leistungen in einem von feindseligen und noch ganz unabhängigen Völkern bewohnten Lande. Am 30. Dezember 1902 kehrte Adam von Mahagi nach Stanleyville zurück, wo er von dem Entschluß der „Compagnie des Lacs“ überrascht wurde, die großen genau unter dem Äquator gelegenen Stanley-Fälle des mittleren Kongo durch eine Eisenbahn zwischen Stanleyville und Ponthierville zu umgehen. Als bald nahm er die notwendige Voruntersuchung dieser Strecke in die Hand und stellte fest, daß diese Eisenbahn längs des linken Kongo-Ufers anzulegen wäre. Als Ausgangspunkt ist eine Station am Fuße des rechten Falles gegenüber Stanleyville in Aussicht genommen worden. Die neue Eisenbahnlinie wird etwa 120 Kilometer lang sein und ein verhältnismäßig günstiges Gelände durchschneiden, wo kostspielige Ingenieurarbeiten nicht notwendig sein werden. Adam schätzt, daß die Strecke in etwa zwei Jahren wird vollendet sein können. Gegenwärtig arbeiten nach einem Bericht des „Mouvement Géographique“ 1000 Eingeborene an der Herstellung des Unterbaues unter Leitung von sieben Ingenieuren, und am 13. Mai waren die ersten vier Kilometer bereits fertiggestellt. Die Stanley-Fälle sind das schwierigste Hindernis für die Ausdehnung des Verkehrs nach dem Gebiete des oberen Kongo. Werden sie durch den Bau der fraglichen Eisenbahn überwunden sein, so eröffnet sich wieder eine schiffbare Strecke des Stromes von 350 Kilometer Länge bis etwa zum dritten Breitenkreise oberhalb Zandwe, wo der Fluß von neuem durch eine Felsenbarre gesperrt wird. Auch dies Hindernis wird gegenwärtig genau untersucht. Sollte es sich als möglich erweisen, den Schiffsverkehr hinüber zu bringen, so würden sich weitere 200 Kilometer bis Kasongo der Schifffahrt eröffnen. Andersfalls würde man nach den Aussagen des Ingenieurs Adam dazu schreiten müssen, von Zandwe längs des linken Ufers 500 Kilometer weit wieder eine neue Eisenbahn zu bauen, die dann bis Kongo oberhalb des berühmten Höllen-thores reichen müßte. —

### Theater.

k. Das Bergtheater am Herentanzplatz. Am nächsten Sonntag soll voraussichtlich, wie schon kurz berichtet wurde, das Bergtheater am Herentanzplatz, das erste Volks- und Landschaftstheater unter freiem Himmel in Deutschland, mit der Auf-führung des Festspiels „Walpurgis“ von Ernst Wachler, Musik von Peter Gast, eröffnet werden. Einer ausführlichen Beschreibung des eigenartigen Naturtheaters, die der Leiter des Unternehmens, Ernst Wachler, giebt, ist folgendes zu entnehmen: Nach dem Steinbachthal stürzt die Hochfläche des Herentanzplatzes bei einer mächtigen Klippe plötzlich in einer geträumigen Bergschlucht ab.

Diese völlig verdeckte Bergschlucht, die in ihrer eigentümlichen Lage zwischen steilen Felsen ein natürliches Theater bildet, wurde in eine Schaubühne verwandelt. In der Bergschlucht selbst wurde nur so viel Holz geschlagen, als zur Freilegung des Zuschauerraums und der Bühne unerlässlich schien. So blieb das Bergtheater von einem prächtigen Waldring umschlossen. Der Fremde, der aus dem Laubwald des Herentanzplatzes heraustritt, steht am obersten Rande einer gewaltigen Theaterbühne, die in 21 steilen, in den Berghang eingeschrittenen Terrassen sich zur Bühne niederstreckt. Der Zuschauerraum fällt noch wesentlich schräger ab als der des Bayreuther Festspielhauses; ein Mittelgang, in etwa 50 Stufen ansteigend, teilt ihn in zwei Hälften, jede zu ungefähr 500 Plätzen. Auf den feineren Sitzreihen befinden sich die bequemen Sitzplätze aus Holz, dunkel gestrichen. Der Zuschauerraum ist 27 Meter lang, 31 Meter breit und 15,50 Meter hoch. Zuschauerraum und Bühne trennt ein mäßiger Zwischenraum (von 4 Meter Breite), in dessen Mitte sich das Orchester befindet, vertieft, nach vorn verdeckt und mit Grün verkleidet, daher für den Zuschauer unsichtbar. Einen Vorhang giebt es nicht, da das Festspiel keine Zwischenakte hat. Die Bühne, wenig tiefer gelegen als die unterste Stufe des Zuschauerraumes, übertrifft an Umfang den der meisten städtischen Bühnen. Sie ist vorn an der Proszeniumlinie 29 Meter breit, nach der Mitte zu 25 Meter, im Hintergrund 16 Meter; ihre Tiefe beträgt 18 Meter. Nach hinten zu wird sie durch ein Gerüst abgeschlossen, das den jeweils durch den Dichter geforderten Schauplatz der Handlung andeutet. Es stellt in dieser Spielzeit ein niedersächsisches Bauernhaus nach der Zeichnung des Malers D. Schwindt in Hamburg dar. Die natürlichen Seitencouliissen bildet der Wald, in den rechts und links die Bühne übergeht, und aus dem die Darsteller wie aus dem Hintergrund auftreten. Ueber Bühne und Prospekt weg hat der Zuschauer das breite Bild der Landschaft beständig vor Augen. Felswände schließen rechts, niedrige Klippe links den Zuschauerraum völlig ab. Zur Rechten ragt die Feuerfelsen-Klippe über jähem Abgrund, mit einer vereinzelt Kiefer —, die als Träger des Höhenfeuers dient und von der Bühne und Zuschauerraum, dessen äußerste rechte Ecke ausgenommen, sichtbar ist. Die Lage des Bergtheaters ist vor dem Winde geschützt, die Aussicht so vortrefflich, daß man das leiseste auf der Bühne gesprochene Wort auf der obersten Reihe des Zuschauerraumes mühelos versteht. Die Abendsonne schiebt im Rücken des Zuschauers. Die Ankleideräume für die Schauspieler liegen in geringer Entfernung hinter der Bühne, vom Walde verdeckt. —

### Technisches.

— Cornit. Unter dem Namen Cornit wird in Matherhof bei Niga eine plastische Masse hergestellt, für welche man Hornabfälle von der Darstellung des aus indischem Büffelhorn gewonnenen sogenannten Hornschneides verwendet. Es werden dabei 25 Prozent Fischbein und 75 Prozent Abfall erhalten, und dieser hat als Stickstoffdünger nur den achten bis zehnten Teil seines Einlaufwertes. Es gelang nun, die Abfälle auf folgende Weise besser zu verwerten. Die Hornabfälle werden gewaschen, getrocknet und fein gepulvert, alsdann schwarz gefärbt, dieses schwarze Pulver wird in erwärmten Pressen unter hydraulischem Druck zu Platten von bestimmter Größe gepreßt. Das Cornit steht dem Naturhorn in manchen Eigenschaften nach, z. B. an Elasticität, hat aber den Vorteil, daß es sich in beliebig großen Stücken herstellen läßt. Es hält auf 1 Quadratcentimeter 1280 Kilogramm Druck aus. Es soll mit Hartgummi, besonders für elektrotechnische Zwecke konkurrieren, was, wie die „Technische Rundschau“ bemerkt, aber wegen seines vermuthlich nicht großen Widerstandes gegen Feuchtigkeit unwahrscheinlich ist. Ein weiterer Vorzug des Cornits ist, daß es mattgeschliffen durch den Gebrauch nicht leidet und dem Ebenholz ähnlich ist; auch läßt sich das Cornit gut polieren. —

### Humoristisches.

— Kompetent. „Damen ertragen Schmerzen im allgemeinen weit besser als Männer.“  
„Welcher Arzt hat Ihnen das gesagt?“  
„Kein Arzt, ein Schuhmacher.“ —  
— Zur Kurzeit. Arzt: „An die Riviera wollen gnädige Frau? Das geht nicht, Ihr Zustand erlaubt dies nicht.“  
Dame: „So? Vin ich vielleicht gar krank, Herr Doktor?“ —  
— Vorahnung. „Mein Bräutigam bläst die Posaune.“  
Freundin: „Den würde ich nicht heiraten. Schließlich thut er es dann immer, wenn Du einen neuen Hut verlangst.“ —  
(„Regendorfer Blätter.“)

### Büchereinkauf.

— Karin Michaelis: „Der Richter“. Roman. Stuttgart. Ugel Junfer. Pr. br. 3 M., geb. 4 M. —  
— „Das Liebesleben des Königs Leopold II. von Belgien.“ Zürich. Casar Schmidt. —  
— „Hofdamen-Briefe, Sammlung von Briefen an und von Wiener Hofdamen a. d. 19. Jahrhundert.“ Zürich. Casar Schmidt. —